

Kulturelle Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **30 (1950-1951)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Salzburger Festspiele 1950

Wiederum tritt «*Jedermann*» (auch diesmal verkörpert durch Attila Hörbiger) aus dem prachtvollen Barockdom Andrea Solaris, um auf dem Brettergerüst das Spiel vom Leben und Sterben des reichen Mannes vorzuführen. Die Salzburger Festspiele sind 30 Jahre alt geworden. Ihr Symbol und ihr treuer Begleiter war das Hofmannsthal'sche Stück. Wenn die Strahlen der Abendsonne den Domplatz in mildes Licht tauchen, wenn die Glocken der Salzburger Kirchen die siebente Stunde schlagen und der Glaube (durch Helene Thimig in edelster Reinheit dargestellt) die Seele Jedermanns den Klauen des Teufels entreißt, könnte man meinen, die Zeit sei stillgestanden und alles sei noch so, wie «einst im August». Aber blickt man vom Mönchsberg auf den so vertrauten Schauplatz, so entdeckt man, daß an der Rückseite des Domes die Folgen der Bombentreffer zwar verschleiert, aber noch nicht behoben sind. Etwas Gleichnisartiges liegt darin: auch bei den Festspielen ist die Fassade unversehrter als die Substanz, als die begeisterte Ideenwelt, welche an ihrer Wiege Pate stand. Um nicht mißverstanden zu werden: diese Gedanken bedeuten keine Kritik des Dargebotenen, dessen hohes Niveau nach wie vor achtungsgebietend ist. Aber der Wandel der Zeit ist an den Publikumsreaktionen erkennbar und da verlohnt es sich, wiewohl die Zahl 30 keinen Anlaß zu Jubiläumsrückblicken bietet, sich die Stimmungselemente ihrer Anfänge ins Gedächtnis zurückzurufen. Nach dem Zusammenbruch der Monarchie mußte der Erbe des Namens Österreich, das enggewordene Herzstück eines mächtigen Reiches, sich Lebenszweck und -Inhalt schaffen, wollte es nicht armselig vegetieren, eine Existenz ohne Ideale weiterfristen. Aus den Bezirken eines aktiven politischen oder wirtschaftlich prosperierenden Geschehens konnte die Rettung nicht kommen; nur in der Erinnerung an die große künstlerische und geistige Tradition des Landes lag Trost und Aufstieg. Sie zu erwecken und zu pflegen war das Gebot der Stunde. Den besten Geistern des Landes war diese Überlegung ein Axiom. Max Reinhardt, der geniale Theatraliker mit dem sensiblen Kulturgefühl für Europas Vergangenheit und dem Unternehmerrgeist amerikanischer Prägung, verwirklichte einen Künstlertraum von großen Dimensionen: eine ganze Stadt zur Kulisse zu ernennen. Seine Pläne fanden Verständnis. Hermann Bahr und Hugo von Hofmannsthal — um nur zwei Namen herauszugreifen — witterten mit der Feinnervigkeit ihres ästhetischen Sinnes die bedeutenden Zukunftsmöglichkeiten der Salzburger Festspiele. Große Musiker, vor allem Richard Strauß, Franz Schalk, Bruno Walter, waren glücklich, eine Art Mozart'sches Bayreuth erstehen zu sehen. Vorerst kamen die Besucher nicht in hellen Haufen, aber es war eine Elite, welche hoffte, durch Salzburg wieder jenen spielerischen, etwas degenerierten Geist des «fin de siècle» aufleben zu lassen, der vor dem Krieg nicht durchwegs üppige, aber manche exotisch-schillernde Blüte gezeitigt hatte. Damals wurde der «*Jedermann*» voll erfaßt. Man verstand das Holzschnittartige seiner Figuren und jene Tendenzen, welche mehr das Ästhetische im Katholizismus als das Dogmatische unterstrichen, etwa nach der Formel: «Ich weiß nicht, ob den Sünder wirklich der Teufel holt, aber das Mittelalter hat es geglaubt und auf diese Weise dargestellt». In steigendem Maße wurde Salzburg zur Mode. Zu den Ästheten und Mozartpilgern gesellten sich die Snobs, die großen Geschäftemacher, die Film-

größen und ihr Anhang. Auch sie sahen sich den «Jedermann» an. Er gefiel ihnen und überdies hatten sie das Gefühl, zwei Stunden lang religiösen Pflichten nachgekommen zu sein, denen obzuliegen im allgemeinen nicht zu den Hauptpunkten ihres Tagesprogrammes gehörte. Das Jahr 1938 versetzte auch dem Hofmannsthal'schen Spiel den Todesstoß. Eine so typisch von österreichischer Eigenart zeugende Manifestation konnte den unifizierenden Bestrebungen des Dritten Reiches nicht genehm sein. Nach beendetem zweiten Weltkrieg feierte auch der «Jedermann» seine Auferstehung, mit Tränen der Rührung bewillkommneten ihn jene, die Österreich herbeigesehnt hatten. Verständnisloser standen ihm Teile der jungen Generation gegenüber. Ihr fehlten begreiflicherweise die Bildungsgrundlagen, die ein vieljähriges Soldaten- oder Arbeitsdienstleben nicht zu schaffen vermochte. Von linksgerichteten Kreisen erflossen Attacken: «Was gehen uns die Gefühle des reichen Mannes an», hieß es in einem Artikel, der sich auch gegen die Weihrauchstimmung aussprach, welche das Stück umwittert. Indes hat der «Jedermann» allen Aufforderungen, in Pension zu gehen, bisher sieghaft standgehalten. Die Masse der Besucher, die heuer zu den Salzburger Festspielen geeilt sind, sehen sich das Spiel am Domplatz aufmerksam an. Sie sehen es — wie aus zahlreichen Äußerungen zu schließen ist — mit jenem naiven Blick, mit welchem einst das moralisierende Urbild der mittelalterlichen Klosterspiele betrachtet wurde, nicht ablehnend, nicht übertrieben begeistert. Ja, er ist ein Stimmungsbarometer, dieser Parsifal der Salzburger Spiele, für den es bisher weder Ersatz noch Nachfolge gegeben hat, so daß man ihn noch längere Zeit nicht zu Grabe tragen dürfte.

Im Schauspiel war die österreichische Note noch durch *Raimunds «Verschwender»* betont. Es war ein Wagnis, einem fremdländischen Publikum dieses Stück aus dem Vormärz vorzusetzen, dessen Konversationssprache lange Strecken hindurch der Wiener Dialekt ist. Daß ihm Erfolg beschieden war, spricht für die zeitlose Weisheit der Dichtung und deren handfest gezimmerten Bau. Es ist das Verdienst Ernst Lothars, diese Zauberkomödie plastisch herausgearbeitet zu haben. Hier findet eine Entwicklungslinie ihr Ende, die von den Hans-Wurst-Komödien Stranitzkys über Schikaneder und Nestroy führt und sich wesentlich von dem Commedia dell'Arte-Typ unterscheidet. Wenn man aus der vollendeten Aufführung als Höchstleistungen die Josef Meinrads, Inge Konradis, Hans Jarays und Adrienne Geßners köstliche Episode heraushebt, so trägt daran nur die notwendige Kürze dieses summarischen Berichtes Schuld. Denn alles Vorzügliche dieser Aufführung wäre wert, analysiert zu werden, nicht zuletzt Clemens Holzmeisters österreichische Luft atmenden Bühnenbilder, Tilly Loschs Taneinlagen, sowie die von Bernhard Paumgartner komponierte Begleitmusik, welche in Alexander Steinbrecher einen kundigen Helfer und Verkünder fand.

Josef Gielen, der Direktor des Wiener Burgtheaters, zeigte seine glänzenden Regisseurfähigkeiten an *Shakespeares «Was ihr wollt»*. Es war ein Abend unübertrefflichen Zusammenspiels, welche den mitwirkenden großen Namen deutschsprachiger Bühnenkunst alle Möglichkeiten bot, ihre Meisterschaft zu zeigen. Zur Bekräftigung dieses Satzes genügt die Aufzählung der Darsteller: Judith Holzmeister, Alma Seidler, Ewald Balsler, Werner Kraus, Alwin Skoda, Hans Thimig.

In der Reihe der Opernvorstellungen wurden «*Fidelio*» und die «*Zauberflöte*» aus dem Repertoire des vergangenen Jahres übernommen. Wilhelm Furtwängler, der große Metaphysiker der Musik, der ideale Beethovendirigent, leitete beide Vorstellungen. Musikalisch war somit alles in bester Hand. Nach der großen «Leonoren-Ouvertüre», welche von den Wiener Philharmonikern unübertrefflich gespielt wurde, unterbrach minutenlanger Jubel die Vorstellung. Furtwänglers Mozartdeutung ist pathetisch und vermeidet alles Rokokohaft-Verzuckerte. So gibt es stellenweis langsame Strecken, die aber niemals gedehnt wirken, da sie von tiefem Ausdruck besetzt sind. Einwände gelten in beiden Opern der szenischen Gestaltung. Der Schauplatz einer Zauberoper verlangt Zwischenvorhänge und die Abwechslungsmöglichkeiten

der Guckkastenbühne. O. F. Schuh verlegt ihn in die bischöfliche Felsenreitschule. Sie ist ein unendlich stimmungsvoller Raum, mag auch für die Gluck'schen Operngestalten, die Racine'schem Geist verwandt sind, am Platze sein. Nicht für die beweglichen individuell gezeichneten Mozart-Schikaneder'schen Typen. Die revueartige Pracht der Caspar Neher'schen Kostüme und die dem Vorjahr gegenüber in Einzelheiten straffer gewordene Regie konnte diese Bedenken stellenweise zurückdrängen, ohne sie ganz zu verscheuchen. Gibt es bei Mozart fast ein Zuviel an Prunk, so befließigt sich der Bühnenbildner des «Fidelio», Emil Pretorius, eine asketische Atmosphäre zu schaffen (das hübsche letzte Bild mit seiner von Goya inspirierten Anlage sei ausdrücklich ausgenommen), die im ersten spieloperntypischen Teil der Pförtnerwohnung gewiß nicht am Platz ist. Gesanglich und darstellerisch gab es überwiegend äußerst lobenswerte Leistungen. Wenn auch Kirsten Flagstad vor allem Wagner-Heroine ist, so konnte sie durch die Leuchtkraft ihrer hohen Töne — weniger durch die der Mittellage —, sowie durch ihre klassische Haltung nach wie vor imponieren. Mit tiefer Empfindung sang Julius Patzak den Florestan. Josef Greindl war stimmgewaltiger als Sarastro denn als Rocco. Irmgard Seefrieds Pamina und Erich Kunz' Papageno waren bezaubernd, die idealen Vorstellungen gesanglicher und darstellerischer Mozart-Interpretation erfüllend. Wilma Lipps, der Königin der Nacht Koloraturen, strömten bravourös und voll Wohlklang durch die sternenhimmelbesäte Sommernacht.

Erwin v. Mittag

Auseinandersetzung mit Kant

XXIV. Sommerkurs der Stiftung «Lucerna»

Die diesjährige Studienwoche war der Einführung in das umfassende Lebenswerk des Königsberger Philosophen und der Erörterung seiner bleibenden Bedeutung gewidmet. Dem Anliegen der Lucernastiftung, weitere Kreise in die Grundfragen des Lebens einzuführen und darüber hinaus zu ihrer wissenschaftlichen Klärung beizutragen, ist auch diesmal, wie uns scheint, in fruchtbarer Weise entsprochen worden. Die gegen eine Verknüpfung so verschiedenartiger Aufgabenkreise sich erhebenden Bedenken erweisen sich als kaum begründet, da eine jede einführende Darstellung schon eine gewisse Stellungnahme in sich birgt, an welche jeweils in den Nachmittagsdiskussionen sowie im persönlichen Kontakt mit den Referenten, etwa während der zwanglosen abendlichen Zusammenkünfte in der reizvollen Umgebung Luzerns, zur weitem Vertiefung leicht angeknüpft werden kann. Die Aufgabe, das vielschichtige gedankliche Gerüst der kantischen Philosophie in wenigen Vorlesungsstunden vor Augen zu führen, war diesmal insbesondere einigen Vertretern der jüngern Generation schweizerischer Philosophiedozenten übertragen.

Einen Einblick in die Entwicklung von *Kants Philosophieren* vermittelte Dr. Hans Zantop (Basel). Kants grundsätzliche Abwendung von den fragwürdigen Begriffsgebäuden der überkommenen Metaphysik vollzieht sich unter dem Eindruck der newtonschen Himmelsmechanik und der skeptischen Philosophie Humes. Die daraufhin in der «Kritik der reinen Vernunft» (1781) vollzogene «kopernikanische Wendung» der Metaphysik behandelte der Referent übersichtlich in ihren naturphilosophischen, erkenntnistheoretischen und vernunftkritischen Aspekten. Da das gegenständliche Erkennen sich in den Anschauungsformen von Raum und Zeit und im Rahmen der Verstandesgesetze vollzieht, gelangt Kant zur Auffassung, daß dessen Grundsätze und Begriffe unabhängig von aller Erfahrung gültig seien. Es stellt sich ihm das charakteristische Problem, wie synthetische Urteile a priori möglich seien. Einerseits muß die Naturwirklichkeit vor der Vernunft vorhanden sein, um erfahren

werden zu können (Newton), andererseits muß sie ein Ergebnis der Vernunft sein, damit ihre Übereinstimmung mit der menschlichen Erkenntnisweise möglich sei (Kant). Das eigentliche Anliegen der Metaphysik wird daher für Kant die *Selbstbesinnung der Vernunft* auf ihre zulässigen Methoden und Grenzen. — Dem erst wenig erschlossenen Urwalde des Opus postumum (1795—1803) entnahm der Vortragende einige Themen, die auf eine Weiterentwicklung ungelöster Fragen hindeuten, insbesondere Probleme der Naturerkenntnis und Anthropologie. Kant spürte die Problematik seines Systems und suchte, wie schon in der «Kritik der Urteilskraft» (1790), eine widerspruchsfreie Gesamtkonzeption zu erlangen. Wohl zu Recht wurde auf die Gefahr des *Subjektivismus* hingewiesen, die Kants Anthropologie aus seiner an Fichte mahnenden Lehre vom Selbstbewußtsein als Resultat eines Akts reiner Spontaneität droht.

Dr. Eugen Heuß (Basel) ging es bei seiner Erörterung des *Problems von Einheit und Natur bei Kant* insbesondere darum, aufzuzeigen, inwiefern er, trotz seiner zugestandenen Problematik, auch dem heutigen Naturphilosophen ein wegweisendes Bezugsschema vermitteln könne. «Natur», für Kant der Inbegriff der «Erscheinungen», ist als außermenschliche Realität wissenschaftlich faßbar, weil sie letzten Endes nicht gegenständlicher, sondern, als Bereich des einheitlichen «Logos», formaler Art sei. Auf Grund der kantischen Zeitanalysen machte der Referent den gegenüber Aristoteles' Substanzkategorie dynamischeren Zug seines Naturbegriffs geltend. Die aus der modernen Geometrie und Physik sich ergebende Problematik wurde leider nur gestreift. Eine Schwierigkeit scheint Kants Naturbegriff aber namentlich daraus zu erwachsen, daß er in manchem den Standpunkt des *kritischen Realismus* voraussetzt, der aber nicht der spezifisch kantische ist und nur vereinzelt, im Widerspruch zu seiner Grundkonzeption, zur Geltung kommt. — Um die Dualität von Kausal-determinismus und höherer Zweckhaftigkeit des organischen Geschehens zu bewältigen, wendet sich Kant in der «Kritik der Urteilskraft» dem komplexen Problem der *Naturteleologie* zu. Da die individuellen Gestaltungen des Organischen, die sinnvoll zur Bildung einer autonomen Leistung zusammenwirken, vom Allgemeinen her als zufällig erscheinen, räumt er der teleologischen Betrachtung eine erkenntnisfördernde Bedeutung ein. So gelingt es Kant, ohne vitalistische Hypothesen das rein mechanistische Naturbild zu überwinden. Da jedoch der Mensch die Welt als Ganzes niemals zu fassen vermag, bedeutet Kants Naturteleologie ein Bekenntnis zum Geheimnis der Wirklichkeit.

In den geistesgeschichtlich aufschlußreichen Ausführungen von Prof. Dr. Pierre Thévenaz (Lausanne) über die *Kantische Kritik als Metaphysik der Metaphysik* kam das Spezifische der Grundposition Kants einprägsam zum Ausdruck. Während er den Zeitgenossen vorwiegend als der «Alleszermalmer» erschien und im vergangenen Jahrhundert in erster Linie als Erkenntnistheoretiker verwertet wurde, vertrat Thévenaz die modernere Deutung Kants als eines Metaphysikers des Geistigen. Es ging ihm nicht zuletzt darum, das Fruchtbare, die Gegenwart vorbereitende der «koperikanischen Wendung» aufzuzeigen. Während im 17. Jahrhundert die Vernunft des Einzelmenschen noch von einer allgemeinen göttlichen, in Kosmos, Kirche und Staat sich äußernden Vernunftordnung getragen war, führte die von der Aufklärung erungene Wissenserweiterung, nachdem sie keine neue ethische und metaphysische Sicherheit zu begründen vermochte, zu einer Krise des Weltbildes. Für Kant stellte sich deshalb die Aufgabe, die Geltung der Vernunft in ihrem eigenen Bereiche neu zu rechtfertigen. Er verlagert die Metaphysik aus dem Kosmos in die Vernunftstruktur selbst und vollzieht damit ihre «Verdiesseitigung und Vermenschlichung». Die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits, empirischer und intelligibler Welt liegt nun im Herzen des Menschen. Abschließend skizzierte der Vortragende die geistesgeschichtliche Linie, die von Kant über den deutschen Idealismus zu Marx und Nietzsche und schließlich zu Jaspers, Heidegger und Sartre führt. Trotz der Befreiung vom kausalmechanischen Weltbilde ist in Kant die Erschütterung der tra-

ditionellen Einheit von Gott, Welt und Vernunft offenkundig geworden. Die ins Endliche zurückgeworfene Vernunft lebt mehr und mehr von den Impulsen der Antinomie und Negation. Aus der Spaltung des Menschen erwächst seine Unruhe, Angst und Unbefriedigung, aber auf Grund der Einsicht, daß der Lauf der Dinge vom verantwortlichen Handeln abhängt, setzt sich eine illusionslosere Lebensauffassung durch.

Die Frage, inwieweit Kants «kopernikanische Wendung» zutiefst gerechtfertigt sei, konnte schwerlich ausbleiben. Im Rahmen der rege benutzten, unter der erfahrenen Leitung Prof. Dr. *Paul Häberlins* (Basel) stehenden Nachmittagsdiskussionen wurde Kants Standpunkt insbesondere von Frl. Dr. *Magdalena Aebi* abgelehnt, der Verfasserin des scharfsinnigen Werkes über «Kants Begründung der ‚deutschen Philosophie‘» (Basel 1947), das die ihm gegenüber aktuell gewordenen logischen Bedenken mit bemerkenswerter Gründlichkeit ausgeführt hat und daher berufen scheint, eine kritischere Interpretation zur Geltung zu bringen, wie sie in neuerer Zeit durch Franz Brentano, Dilthey, Renouvier, Scheler, den Kantherausgeber Erich Adickes und andere vorbereitet wurde. Frl. Dr. Aebi faßte ihre Hauptthese zusammen, wonach Kants Problem, wie synthetische Urteile a priori möglich seien, ein auf Begriffs-Unterschiebung beruhendes Scheinproblem darstellt. Kant habe damit dem verhängnisvollen Subjektivismus der neuern deutschen Philosophie den Boden bereitet und die kulturelle Einheit des Menschen in divergierende Bereiche aufgespalten, so daß die geistigen Ursachen der herrschenden Wirrnis sich in hohem Maße auf ihn konzentrieren. Den Feststellungen der Kritikerin wurde an sich nicht widersprochen, wohl aber wurde betont, daß logische Widersprüche allein kein zureichender Einwand gegen die Bedeutung eines Denkers seien. Im Hinblick auf die kulturelle Gegenwartslage sei ergänzend bemerkt, daß eine Emanzipation von den Unzulänglichkeiten des kantischen Systems, so bedeutsam sie an sich ist, freilich noch keine Gewähr für eine lebensfähige Einheit unserer Kultur bietet, da ihre Problematik zweifellos mannigfacher und tiefer verursacht ist.

Prof. Dr. *Philippe Muller* (Neuchâtel), der *Kants Moralphilosophie* behandelte, deutete die Ethik des «kategorischen Imperativs» als ein Zeiterfordernis, das dem Wandel von einer vorwiegend kontemplativen zu einer aktiveren Lebensform eine theoretische Grundlage verliehen hat. Um das der Ethik aus dem vorherrschenden mechanistischen Weltbilde erwachsende Problem zu bewältigen, macht Kant den kühnen Sprung zum nicht erfahrbaren «intelligiblen Charakter» des Menschen, der ihm erlaubt, die namentlich von Herder und Rousseau übernommene Freiheitsidee seinem System einzufügen. Er wendet sich vor allem gegen drei Gefahren seiner Zeit: den Dogmatismus der Orthodoxie, den Determinismus Humes und den von Shaftesbury und Hutcheson ausgehenden Sentimentalismus. Damit wird er zum Wortführer einer strengern Auffassung von Sittlichkeit. Sein Autonomieprinzip sowie seine Grundsätze, daß der Mensch sich im Geiste einer allgemeinen Ordnung zu verhalten habe und daß die Menschlichkeit der Individuen niemals zum bloßen Mittel herabsinken dürfe, erweisen sich nach wie vor als wegweisend zur erhofften Verwirklichung seiner so aktuellen Gedanken «Zum ewigen Frieden» (1795). Zur kritischen Würdigung Kants zog Prof. Muller die bekannte Schelersche Abhandlung («Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik», 1913) heran, die dem kategorischen Imperativ das Inhaltliche konkreter Werte entgegengestellt hat. Trotz weitgehender Anerkennung Schelers war er der Auffassung, daß dieser das eigentlich Ethische verfehlt habe. Auch hat Scheler den kantischen Apriorismus auf die Werte übertragen; wichtig wäre daher unseres Erachtens auch eine Konfrontation mit den seither erlangten psychologischen Einsichten in das ethische Verhalten gewesen, etwa mit den grundlegenden, erst wenig verwerteten Untersuchungen R. M. Holzapfels («Panideal», 1923).

Prof. Dr. *Hermann Gauß* (Bern), der über *Kants Ästhetik, Geschichts- und Religionsphilosophie* referierte, rundete das Bild kantischen Philosophierens in wert-

voller Weise ab. Trotz seiner künstlerischen Unerfahrenheit hat Kant, unter Verwertung insbesondere Burkes und Hutchesons, eine für seine Zeit bedeutende Ästhetik geschaffen. Die Kunst gestaltet im Raum-Zeitlichen eine eigene Welt, als sei sie Natur, und versinnbildlicht in ihr sittliche Gehalte. — Weniger gewichtig dürfte Kants Beitrag zur Geschichtsphilosophie sein, dachte er doch durchaus unhistorisch und erfaßte kaum, in welchem Maße seine eigenen Probleme historisch bedingt waren. Wie in der Erkenntnistheorie, so suchte er auch hier nach einem allgemeinen Schema, das eine vernünftige Geschichtsauffassung sicherstellen würde. Seine «Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht» (1784) war als Ergänzung Herders gedacht. — Als Religionsphilosoph hat sich Kant wesentlich von seinem pietistischen Elternhaus bestimmen lassen. Im Zuge der «kopernikanischen Wendung» wandeln sich die religiösen Thesen in unbeweisbare Postulate der Sittlichkeit, die nun den Hauptinhalt seiner den Bibelglauben ergänzenden «Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft» (1793) bilden.

Im Rahmen der Aussprachen bot u. a. Prof. Dr. *Arthur Stein* (Bern), der Verfasser der gehaltvollen Studie über «Pestalozzi und die kantische Philosophie» (1927), einige Ausführungen über *Kants Wirkung auf das schweizerische Geistesleben*. Durch die nüchterne Strenge seiner Vernunftkritik wie seiner sittlichen Haltung hat Kant frühzeitig auf führende Männer der Helvetik wie Ph. A. Stapfer und auf Sozialreformer wie Ph. E. v. Fellenberg und H. K. Escher v. d. Linth eingewirkt. Auch bildete sich in der neuen Republik eine kleine Partei der Kantianer, welche die sittliche Menschenbildung als höchstes Ziel der Politik ins Auge faßte. Während Kant im Denken Gotthelfs, Kellers, Meyers und Spittlers kaum eine nennenswerte Rolle gespielt hat, wirkte er nachhaltiger auf Pestalozzi, obschon dieser in manchem ein Antipode Kants blieb, da er pädagogischer, sozialer, aber auch religiöser als dieser empfand.

Die Schlußvoten der Referenten und des Diskussionsleiters führten zu einer summarischen Skizzierung der *bleibenden Bedeutung* Kants. Obschon seine Philosophie sich als ein Trümmerfeld erweist, wie den Kritikern zugestanden werden muß, scheint sie aus ihrer Unfertigkeit eine eigentümliche Kraft und Dauer zu schöpfen. Aus seiner pietistischen Frömmigkeit suchte Kant sowohl den Traditionalismus als den Empirismus — zwei Hauptgefahren allen Philosophierens — zu überwinden, ohne sich freilich selbst völlig von ihnen zu befreien. In seinem kritischen, die Einheit der Vernunft voraussetzenden Erkenntniswillen und im Streben nach einsichtiger Lebensweise darf Kant als ein beispielhafter Denker angesehen werden, der nach wie vor Wesentliches zu den Grundfragen des Menschseins zu sagen hat.

Oswald Brockhaus

Deutsches Zeitschriften-Mosaik

Nach dem Urteil Thomas Manns ist als die beste deutsche Publikation der *Merkur* anzusehen, eine «Zeitschrift für europäisches Denken», die, von Hans Paeschke und Joachim Moras redigiert, die europäische geistige Elite zu ihren Mitarbeitern zählt: Huxley, Toynbee, Schumpeter, Benn, Denis de Rougemont, Gide, Kaßner, Paulhan, Jünger und diese wiederum von den besten europäischen Kritikern interpretiert. Von diesen Begegnungen seien einige kurz gekennzeichnet: Karl Schmid, als Übersetzer Baudelaires und Politiker gleich bekannt, zeichnet ein Bild Machiavellis, das nicht den «Techniker der Macht» darstellt, sondern das versucht, dem Totentanz der mechanischen Kausalitäten zu entgehen, indem es sich für den Menschen entscheidet, der seinen Sinn in sich trägt und sein Recht, sich zu ent-

fallen. Ernst Robert Curtius zeigt uns Ortega als einen Denker, bei dem Philosophie sich mit der Wirklichkeit unseres Daseins berührt.

Einen der bemerkenswertesten deutschen Beiträge zur Diskussion des Marxismus liefert der Berliner Journalist Christian Ernst Lewalter mit seinem Aufsatz über die «Metamorphosen des Marxismus». Lewalter nimmt *den* Marx zum Ausgangspunkt, der den existierenden Menschen gegen Hegels Welt der Ideen ausgespielt hat und zeigt seine Eschatologie, seine naive Übernahme des utopischen Hegelschen Glaubens an die Finalität der Geschichte auf. Der positivistischen Metamorphose, die eine Vermittlung zwischen der Offenbarungsgewißheit und dem jeweiligen Stande der Wissenschaft versuchte, folgt die leninistische, in der das Wesentliche der Marxschen Verkündigung erhalten bleibt, das in der stalinistischen Phase institutionell verbrieft wird, indem die «Offenbarungsgewißheit» von der Person in das Politbüro übergeht. Der Aufsatz zeigt den *circulus vitiosus*, in dem sich der Marxismus durch die auf unbeweisbaren Prämissen ruhende Identität von Theorie und Praxis bewegt, indem man die politische Praxis durch etwas legitimiert, was diese erst legitimieren soll.

Als Organ des geistigen katholischen Deutschland sind die *Frankfurter Hefte* zu betrachten, denen eine besondere Bedeutung zukommt durch die konfessionelle Zusammensetzung der westdeutschen Republik, in der 80 % Katholiken sind. Die Zeitschrift zählt neben ihrem Herausgeber, Eugon Kogon, führende Köpfe der Widerstandsbewegung zu ihren Mitarbeitern und räumt — anders als das mehr kirchlich-orthodoxe «Hochland» — den politischen Tagesfragen einen weiten Raum ein. Für die Tendenz der Zeitschrift ist ein Aufsatz des sozialistischen Mitherausgebers Walter Dirks — «zur christlichen Grundlegung der Politik» — bezeichnend. Ausgehend vom Wort Pius XI., daß es heute nicht mehr erlaubt sei, mittelmäßig zu sein, bezeichnet es Dirks als unsittlich, heute nur der privaten Existenz zu leben, ja sogar, wer heute vor der Politik streike, der stelle sich außerhalb der Geschichte, und es könne sein, daß er sich außerhalb des Heils stelle. Es gibt kein eindeutiges Modell christlicher Politik. Die Ordnungen an sich sind vorchristlich. Christlich werden sie dort, wo ich in der Tatsache, daß ein Mensch in einer solchen Ordnung gerade auf mich angewiesen ist, den Bruder erkenne. Christliche Politik ist Politik der Bruderschaft, aus der Bruderliebe.

In einem andern Beitrag sieht Kogon den politischen Untergang des europäischen Widerstandes darin, daß die europäische Widerstandsbewegung nach dem Siege versäumt habe, sofort in Richtung des nächsten Zieles zu marschieren: einem neuen Europa. Die Organisationen wurden zu ideologischen Kampfobjekten oder sanken zu Vereinen herab, sodaß die Tatsache besteht, daß sich der europäische Widerstand nicht mehr unter den Kräften befindet, die heute den Lauf der Dinge bestimmen.

Universitas, eine Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst, Literatur, die zuerst ein Sprachrohr der Tübinger Universität war, hat sich inzwischen zu einem internationalen Forum der exakten Wissenschaften ausgeweitet, das durch mannigfaltige Buchbesprechungen und Leseproben den so dringend nötigen Anschluß Deutschlands an die ausländische Wissenschaft vermitteln hilft. Einige Hefte sind bestimmten Ländern gewidmet, wobei der gesamte Inhalt von Autoren der betreffenden Länder bestritten wird; so berichtet in dem Schweiz-Heft der Genfer Rappard über die Entstehung des Schweizer Bundesstaates, Gigon über Antike Philosophie im Blickpunkt der Gegenwart, Emil Staiger über Dichtung und Musik der Romantik, Portmann über die biologische Bedeutung der ersten Lebensjahre des Menschen.

In den weiteren Heften fallen u. a. besonders auf eine Studie von Ludwig Klages über die Handschrift Beethovens, welche die Möglichkeiten und Grenzen

der heute vielfach überanstrengten Graphologie deutlich werden läßt. Der Pariser Soziologe Callot stellt die Gegenwartssituation der französischen Soziologie dar, die, von Empirismus bedroht, zu einer Soziologie ohne Grundlage zu werden droht, im Gegensatz zur deutschen Soziologie, wo die Verleugnung des Konkreten zu einer falschen Idealität geführt hat. So stellt sich die Aufgabe eines Mittelweges, der allein zu einem verständlichen System der Tatsachen führt. C. G. Jung behandelt in einem Beitrag «Psychotherapie der Gegenwart» die Gefahren, die sich aus der therapeutischen Aufgabe ergeben. Gegenüber einer Psychotherapie, die in den Dienst des Staates getreten, zu einem zweckgebundenen Technizismus geworden ist, für den die Heilungsabsicht mit der restlosen Eingliederung des Patienten in das staatliche Gefüge geglückt wäre, erhebt der führende Psychologe die Forderung nach einer verantwortungsbewußten Therapie, die sich der Freiheit und Selbständigkeit des Einzelnen widmet.

Von einem Göttinger zu einem norddeutschen Organ hat sich die von Hermann Nohl herausgegebene *Sammlung* entwickelt, die — durch die Persönlichkeit Nohls bedingt — ein pädagogisches Element in fast allen Beiträgen spürbar werden läßt, so wenn Nohl den Bildungsbegriff der Antike als einen pädagogischen bestimmt und ihn als Anruf versteht, den formenden Kräften und sich selbst zu dienen, so wenn der Heidegger-Schüler Johannes Pfeiffer Lyrik als Lebenshilfe auffaßt, indem er versucht, die Dichtung aus einem Gegenstand unverbindlicher Betrachtung zu einem Ereignis von verbindlicher Bedeutsamkeit und damit zur Lebenshilfe werden zu lassen, so wenn der Kölner Historiker Peter Rassow das Bild Hans Delbrücks zeichnet und das Wesen dieses Politikers und Historikers als Verbindung von echtem, historisch verwurzelten Nationalbewußtsein mit dem Streben nach Wahrheit umschreibt.

Neben vielen Diskussionen pädagogischer Themen ist für die Tendenz der Sammlung besonders bezeichnend ein Aufsatz des Mainzer Philosophen und Mit-herausgebers Otto Friedrich Bollnow, der eine deutsche Version der Existenzphilosophie vertritt, über «Existenzphilosophie und Ethik». Den Weg, den Bollnow dabei beschreitet — Sartres ethische Formulierungen werden als eine Wiederaufnahme des kantischen Imperativs gedeutet — und die These, daß der Sinn des Existenzialismus der sei, die Vernunft wieder an ihre Stelle zu setzen und an der meist verkannten Aufklärung anzuknüpfen, muten gewaltsam an.

Ein ganz anderes Klima repräsentiert die heute führende deutsche Universitätszeitung, die *Hamburger Akademische Rundschau*, deren geistige Wachheit und Redlichkeit sie zu einem avantgardistischen Blatt gemacht haben. In dieser Zeitschrift wurde zuerst vorurteilslos der Fall Ernst Jünger zur Diskussion gestellt. Hier erschienen aus dem unveröffentlichten Nachlaß Spenglers, von dessen Nichte Hildegard Kornhardt vorgelegt, Ergänzungen zu seiner These, daß der Mensch ein Raubtier sei, die zusammen mit anderen Aphorismen, die die Erkenntnis vom anthropologischen Standpunkt betrachten, die Verwandtschaft des Spenglerschen Menschenbildes mit dem der heutigen Anthropologie erkennen lassen. Hier erschien auch der Hamburger Goethe-Vortrag Ortega y Gassets. Ortega, der sich selbst als «Kuckuck an der deutschen Schwarzwälderuhr» bezeichnet, fragt mit vehementer Radikalität nach dem Goethe von heute. Goethe nicht als Olympier, sondern als der Illusionslose, Goethe für Schiffbrüchige. In Goethes Entsagung findet der Spanier den Weg, vor dem Europa heute steht: die Dinge in ihrer nackten Wirklichkeit anschauen und unsere Gedanken ihrer Rauheit und Unebenheit anpassen.

In weiteren Beiträgen untersuchen Rudolf A. Schröder «Größe und Grenze des Humanismus», indem er das Bild eines christlichen Humanismus entwirft, für den humanum und divinum gleichrangig bestimmend sind und der es der Entscheidung des Menschen überläßt, die beiden Pole zu verbinden, Gerhard Ritter «Wesen

und Wandlungen der Freiheitsidee im politischen Denken der Neuzeit» und Eduard Heimann, der einstige Hamburger Nationalökonom, bestimmt «Nationalsozialismus und Bolschewismus als Ersatzreligionen».

Es ist erfreulich, daß diese von frischer Offenheit und Bereitschaft zur Diskussion drängender Probleme zeugende Stimme aus den Kreisen der studentischen Jugend kommt und sich damit von anderen deutschen Studentenpublikationen vorteilhaft abhebt.

Das Bewahren der geistigen Tradition kann man als das Programm der in München erscheinenden *Deutschen Beiträge* bezeichnen, zu deren Mitarbeitern vorwiegend süddeutsche Intellektuelle gehören. Herausgeber sind Ernst Penzoldt und Uhde-Bernays. Es finden sich Beiträge von und über Hofmannsthal, Rudolf Borchhardt, Wölfflin, T. S. Eliot, Walter Lehmann und R. A. Schröder.

Ihren 75. Jahrgang konnte inzwischen die *Deutsche Rundschau* feiern, die Niveau und geistige Haltung auch während der nationalsozialistischen Zeit bewahrt hat. Rudolf Pechel zeichnet jetzt als Herausgeber und Redaktor, der Verlagsort ist Gelsenkirchen. Die Tendenz der Zeitschrift, zu deren Mitarbeitern einstmals C. F. Meyer, Keller, Dilthey, E. Schmidt gehörten, ist die gleiche geblieben, nur ist der politische Kommentar heute noch mehr in den Vordergrund getreten.

Unter dem Motto, die Menschen zu lieben trotz der Menschen, untersucht Pechel die derzeitige Situation in Deutschland. Er spricht von den Deutschen, die durch die bedingungslosen Kapitulation noch leichter anfällig geworden seien, den Parteien, die zu früh von den Siegern empfohlen, keine echte Verwurzelung im Volke, besonders in der Jugend haben, den vielen Unzufriedenen im Lande, den ernsthaft Beunruhigten und den politischen Charlatanen, den Flüchtlingen und Vertriebenen, den entwurzelten Jahrgängen. Die Alliierten brachten wohl schwarze Listen, aber keine weißen und so blieben die sich nicht anbietenden Menschen im Hintergrund, während die alten Wirtschaftshyänen die Posten besetzt haben — und dadurch vielfach die ausländische Meinung über Deutschland ungünstig bestimmt wird.

«Wer wird deutscher Außenminister?» fragt Hans-Erich Haack und kommt wohl zu keiner generellen Ablehnung der Fachleute aus der Wilhelmstraße, plädiert jedoch stark für die Chance der Außenseiter, womit diejenigen gemeint sind, die sich nicht selbst anpreisen, sondern sich gegen Übernahme eines außenpolitischen Postens sträuben.

Die Deutsche Rundschau ist eine Stimme des Deutschland, das die Welt kannte und an das man heute noch glaubt.

Unser Überblick über die wichtigsten deutschen Zeitschriften kann nicht Vollständigkeit beanspruchen. Wir können nicht die vielen, ausgezeichneten literarischen Zeitschriften erwähnen, so das Sammelbecken der surrealistischen Dichtung und Literaturkritik, die *Literarische Revue*, so die deutsche Belletristik pflegende *Erzählung*, die sich der ausländischen widmende *Story*, und die Zeitschriften, die von den Besatzungsmächten herausgegeben werden, und leider nur zu oft einen propagandistischen Ton nicht vermeiden können.

Amerikanisches Format, innerlich und äußerlich, präsentiert auch die von dem amerikanischen Journalisten Melvin Lasky redigierte, im amerikanischen Informationsamt in Berlin geborene Zeitschrift *Der Monat*, die wohl Internationalität, aber keine eigentliche Richtung erkennen läßt. Führende Geister der alten und neuen Welt kommen zu Wort, Berichte aus aller Welt, ausgezeichnete Reproduktionen geben dem Monat ein imponantes Gepräge, wobei der Anteil der Sozialisten —

Plivier, Huxley, Silone, Barbara Ward, Ernst Tillich, Burnham, Koestler — erheblich ist. Im Monat publizierte der greise Historiker Friedrich Meinecke seinen Aufsatz «Irrwege in unserer Geschichte?», der eine heftige Diskussion entfachte. Aus der Einsicht in das widerspruchsvolle und undurchdringliche Gewebe von Freiheit, Notwendigkeit und Zufall kommt Meinecke aus seiner verzeihend-verstehenden Altersweisheit zu dem Schluß, daß als individuelles Gebilde auch unsere so tief gespaltene Epoche, die in der Entwicklung eine Tragödie war, «ihr Auge unmittelbar zu Gott heben und eines milden Richterspruches gewärtig sein kann».

Abschließend sei nochmals festgestellt, daß die deutschen Zeitschriften seit der Währungsreform wieder ein beachtliches Niveau erreicht haben, daß der Kontakt mit dem Ausland — als ein Herüber und auch Hinüber verstanden — wieder rege geworden ist. Es wird jetzt am deutschen Publikum liegen, zu zeigen, daß es derartigen Ansprüchen gewachsen ist. Schon melden einzelne Redaktionen eine beträchtliche Reduktion ihrer Auflagen, schon treffen Leserzuschriften ein, die sich gegen ein «zu viel des Guten» wehren. Das Echo bleibt vielfach aus. So wird die nächste Zukunft erweisen, ob der Qualität der Publikationen eine solche des Publikums entspricht, wenn die Zeitschriften nicht auf tönernen Füßen stehen sollen.

Alfred Schüler

Brief aus Paris

L'Exposition de la Vierge dans l'Art Français

L'Exposition de la Vierge dans l'Art Français, organisée au Petit Palais, à l'occasion de l'Année Sainte, attire, depuis des mois, la foule des visiteurs parisiens et étrangers. Pour réaliser cette exposition, il aurait peut-être suffi de rassembler les quelques panneaux illustres et les quelques toiles célèbres dont tous les amateurs d'art connaissent les noms et dont tout esprit cultivé peut dresser la liste en quelques minutes. . . Pièta de Villeneuve les Avignon, Vierge glorieuse du Maître de Moulins, Buisson ardent de Nicolas Froment, Vierge au manteau d'Enguerand Charonton, Pièta de Nouhans, Nativité d'Autun, Annonciation d'Aix. . . C'est comme une litanie de chefs d'oeuvre, une nomenclature de quelques-uns des plus hauts sommets de la peinture française. . .

Mais si pareille liste est facile à dresser, rien n'est plus difficile que d'en rassembler les éléments. Ces panneaux glorieux ne sont pas de ceux qui peuvent courir en tout temps les chances d'un voyage. De la première liste qui s'impose à notre esprit, une seule oeuvre a pu être amenée au Petit Palais. Encore a-t-il fallu, pour reconstituer le triptyque de l'Annonciation d'Aix, la bonne volonté de trois pays différents puisque les volets de cette oeuvre se trouvent maintenant en Belgique et en Hollande tandis que son panneau central fait la gloire de l'Eglise de la Madeleine, dans l'ancienne capitale de la Provence. . . Est-ce à dire qu'une Exposition de la Vierge dans l'Art Français était une entreprise impossible à réaliser? Nous avons essayé de faire la preuve du contraire.

Le thème de la Vierge est, en effet, un des plus rayonnants de tous ceux que traitèrent nos artistes. Il s'est non seulement enrichi, d'un siècle à l'autre, dans sa signification et dans sa substance spirituelles, comme s'enrichit une symphonie en enchaînant ses motifs, mais il s'est exprimé dans toutes les techniques et dans toutes les matières, de l'or au bois, de l'ivoire à la laine, de la toile peinte aux grands blocs de pierre. Rien n'était donc plus naturel que de remplacer les quel-

ques chefs d'oeuvre de la peinture auxquels il nous fallait renoncer, par des oeuvres relevant de toutes ces techniques. Du même coup, nous fondions notre exposition sur leur admirable diversité.

Mais l'élargissement de notre parti entraînait de nouvelles difficultés. Car l'histoire de la Vierge a d'abord été racontée aux portails des cathédrales. Elle se déroule sur leurs tympan et dans leurs voussures. Elle constitue cet ensemble monumental du Grand Moyen-Age français qui ne se transporte pas plus que ne se transportent les montagnes. Il fallait donc rassembler les quelques vestiges de cet art qui, détachés des basiliques et des églises, pouvaient être transportés dans des salles de musées. Au choix qualitatif que nous pouvions faire s'ajoutaient les estimations du possible et de l'impossible. Le poids d'un tympan du XII^e siècle, l'état de conservation d'un panneau de l'Ecole d'Avignon, sont ainsi devenus les éléments même de notre choix et c'est cette pesanteur des choses qui a réglé, en dehors de nous, l'ordonnance de l'Exposition que nous avons pu réaliser... Reflet de ce que furent les diverses disciplines de notre art plastique, à chacun des moments de notre histoire, cette exposition semble se dérouler entre une vision métaphysique de «la mère de Dieu au sein plus vaste que l'Empyrée» et des apparitions trop humaines de la mère et de l'Enfant encore enfermés dans notre fragile destin. Qui pourrait se refuser à voir dans cette alternance de spiritualité et de réalisme une des mesures les plus exactes du génie français?

André Chamson